

Die Sünderin.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

„Das Schreiben, selbst an meine liebsten Menschen, ist mir eine Qual,“ sagte Louise von François, und: Mir auch, mir auch! dachte die alte Baronin, als sie den vierten Brief, den sie heute geschrieben hatte, und jeden an einen ihr sehr lieben Menschen, schwer seufzend schloß.
Kein fauler Student sehnt sich ungeduldiger von der Schulbank fort, als sie sich fortsetzte vom Schreibtisch in den Garten hinaus. Es war ein Sommermorgen von jauchzender Pracht. Ein Blick ins Freie umflogte eine Welt von Schönheit: Schauen war Glück und atmen Genuß. Vom offenen Fenster her kam in lauen Wellen die Luft heringestrichen über die frisch gemähten Wiesen, durch das Geäst der Fichten, das helle Laub der Tulpenbäume, den Blätterreichtum der Blügelnuß. Und von drüben grühte die Deucia, die sich aus der Ferne ausnahm wie ein großes, von Künstlerhand gebundenes Büchlein, und deren einzelne Blüten in der Nähe kleinen Damen gleichsehen in weiß und rosa Ballkleidern.
Die Baronin schob ihre erledigte Korrespondenz von sich und wollte eben aufstehen, als die Kammerjungfer, Fräulein Emilie, erschien. Sie war ältlich, lang und dürr, und ihre Bewegungen hatten etwas Automatenmäßiges. An der Tür blieb sie stehen und meldete kurz und bündig: „Die Hansa ist da!“
„So, so — die Hansa. Was fällt ihr ein? Wer hat sie gerufen?“
„Kommt von selbst. Müßt die Arbeiten für das Armenhaus wiederhaben.“
„Müßt sie? Ohne weiter's?“
„Ohne weiter's.“
„Weiß sie nicht, daß sich zwei andere um die Arbeit bewerben? Geschickte Schneiderinnen und brave Mädchen. Weiß sie nicht, daß ich höre auf sie bin?“
Das Fräulein schupfte die rechte Achsel in die Höhe und machte eine äußerst verächtliche Miene. „Scheint nicht. Tut nichts dergleichen.“
„Unglückliches Geschöpf! Hat schon zwei Kinder und muß noch ein drittes bekommen. Und wer ist denn diesmal der Vater?“
„Das ist der Marian aus dem Reichhof.“
„Der Witwer, der die vielen Kinder hat?“
„Sieben.“ Fräulein Emilie senkte die Arme und machte eine ausbreitende Bewegung, als ob sie der Gebieterin diese ganze Nachkommenschaft zu Füßen legen wollte.
Die phantasiereiche Dame hatte sogleich den Anblick in völliger Verwirrung vor Augen; er tat ihr weh, und sie murmelte schmerzhaft: „Arme Wärmer!“
„Er tangt nichts, der Marian.“ setzte sie nach einer Weile hinzu. „Wie seine Frau gestorben ist, hat jeder gesagt: „Wohl ihr!“ Und mit dem läßt die Hansa sich ein. Es ist unglücklich, empörend ist's! Gehen Sie und sagen Sie ihr, daß ich sie nicht sehen will und in diesem Jahre keine Arbeit für sie habe.“
„Schon recht.“ Emilie nickte und wandte sich.
Ihre Eifersucht und ihre Zustimmung zu dem grausamen Mias miffielen der Gebieterin. „Geduld!“ Sie nahm eine Banknote aus der Schreibtischlade. „Geben Sie ihr das, und sie soll gehen!“
„So viel?“ In ihrer eigentümlichen Gangart, einem streifen Däpfnen, war Emilie herangelommen. „Ich werde ihr aber sagen, daß sie davon den Doktor bezahle. Er hat sie schon klagen müssen.“
„Waffen? Der wohlhabende Mann die armeneliche Person?“
„Der Doktor will auch leben. Wozu hätte er was gelernt?“
„Ist sie krank gewesen?“
„Sie nicht. Eins von die Wuben.“
„Der Blauke, der schöne?“
„Weiß nicht, hab mich nicht erkundigt.“
„Sagen Sie mir — wie sieht sie denn aus?“
„Recht abgemackert.“
„Wie geht's dem Vater? Hat sie nichts gesagt?“
„Nein Gott, ja! Daß er alt ist und nicht mehr arbeiten kann.“
„So? Und wer besorgt denn das Stück Geld, das sie wieder gepachtet hat?“
Dieses viele Fragen machte das Fräulein schon gang nerdd. „Natürlich sie! Und sie hat ja den großen Wuben.“
„Groß? Ein sechsjähriges Kind.“
„Wer kann dafür, daß er nicht älter ist?“ Das war eine recht Emilianische Antwort, und die Ungeduld, der sie entsprungen, nicht mehr zu bemerken. Das Fräulein wandte sich mit maschinenhafter Geschwindigkeit wie ein Drehtreuz und schritt der Tür zu.
„Warten Sie!“ rief die Gebieterin, ärgerlich über dieses selbstherrliche Benehmen. Sie hatte einmal wieder einen ihrer raschen Entschlüsse gefaßt. Daß sie strafen werde, das war gewiß, dabei mußte es bleiben; aber sie ließ strafen wollte sie, nicht strafen lassen durch andere, die vielleicht grausam wären. „Warten Sie, hören Sie! Sie brauchen der Hansa gar nichts zu sagen. Ich will selbst mit ihr reden, sie soll kommen.“

„Selbst reden — no, das wird wieder was werden,“ murmelte Emilie, aber so leise, daß ihre so ziemlich schwerhörige Herrin den Wortlaut dieses Mißtrauensbrotums nicht vernahm. „Und was geschieht damit?“ fragte sie, die Banknote an einer Ecke mit zwei Fingern von sich haltend, als ob sie etwas Gefährliches wäre.
„Das geben Sie ihr und schiden sie her.“
Das Fräulein entfernte sich wortlos; nur ihre Miene gab kund, daß sie verletzt worden war in irgendeinem besseren Gefühl, und wenige Augenblicke darauf trat die Hansa ein.
Ein heller Freudenchein glitt über ihr Gesicht beim Anblick der Gebieterin, die dasaß im Lehnstuhl in der Nähe des Fensters. Leise, rasch, völlig unbefangen kam sie auf sie zu, beugte sich und lächelte ihre Hand. „Ich danke untertänigst für das Geld, gnädigste Frau Baronin, und ich komme die Arbeit abholen für das Armenhaus.“
Die alte Frau betrachtete sie mit großem Ernst. Verjüngt hatte ihr letzter Schritt sie nicht, und Vorteil hatte sie auch nicht aus ihm gezogen, denn so armselig wie jetzt war ihre Kleidung nie gewesen. Aber hübsch war sie noch immer und noch annützig ihre schlank Gestalt. Ein kleines weißes Kopftuch umschloß den braunen Scheitel und die Wangen, die sehr schmal geworden waren. Auch das etwas zu kurze Köschchen hatte schärfere Linien bekommen, und ganz so hell wie früher leuchteten die dunklen Augen nicht mehr. Unverändert geblieben war nur der ungewöhnlich schöne Mund, dessen volle rosige Lippen so fein geschwungen waren, und den ein eigentümlich anziehender Ausdruck von Lebenslust und Uebermut umschwebte.
„Ich komm die Arbeit abholen für das Armenhaus,“ wiederholte sie nach einer Weile, da die Baronin schwieg.
„So, die Arbeit. Woher wißt Ihr denn, daß Ihr sie wieder bekommt?“
Hansa lächelte freundlich: „Ich denk mir's schon, Euer Gnaden, Frau Baronin.“
Die Unglückliche, die Unverbesserliche! So hatte sie keine Ahnung davon, daß sie einen Vorzug verschert haben konnte.
„Ihr seid im Irrtum, wenn Ihr Euch so denkt. Die Arbeit bekommt in diesem Jahre ein braves Mädchen.“
(Schluß folgt.)

Die Wanderbühne im Feld.

Uns wird geschrieben: Der lange Schützengrabenkrieg macht in jeder Hinsicht erspürbar. Es gilt, die oft über Wochen und Monate sich ausdehnende Untätigkeit durch allerlei Zerstreung und Unterhaltung zu verkürzen, damit Griesgram und Langeweile, die schlimmsten Feinde der Soldaten, an der Front keinen Raum gewinnen. So hat die Heeresverwaltung mit klugem Blick in den Stappen Kinematographentheater eingerichtet, die dem Feldgrauen allerhand Fröhliches aus dem Soldatenleben und erquickende Bilder aus der Heimat vorzaubern. Gesangs- und Musikvortritte kommen so ziemlich bis in die Feuerlinie, und in der Armeearbeitung Falkenhäuser hat sich sogar eine Wanderbühne gebildet, die an der Front umherzieht und viel fröhlich anregende Stunden schafft. Diese Wanderbühne ist nichts anderes als eine Neubelebung der guten, alten „Schmieren“, wie wir sie als Kinder bei den Jahrmärkten, auf den Dörfern kennen gelernt haben. Sie mußte sich freilich eine straffe militärische Organisation gefallen lassen. An ihrer Spitze steht nicht mehr der für alle Schmieren typisch gewordene alte Direktor Striese, sondern ein Regisseur in Feldgrau, der über eine stattliche Truppe von 53 Personen verfügt. So zieht die Bühne zur Front. Ein eigener Wagen erzeugt das zu den Vorstellungen notwendige Licht. Die Bauern in den halbzerrüttelten Vogesendörfern reihen große, erlaunte Augen auf.
Gehört diese neue Feldbeinrichtung auch zum Krieg? Sie erinnert so sehr an glückliche Friedenszeiten, wo die ganze Familie auf die Meßti ging, um den Fernando oder die Zwerg- und Niesenmädchen zu bestaunen. Die ganze übrigelebene Dorfgemeinde ist um die Wagen verammelt, aus denen sich langsam die feldgrau bemalte Bühne entpuppt. In irgend einem Schulsaal, oder wenn keiner mehr vorhanden ist, in einer Scheune oder sogar im Freien, mit dem Himmel als Bedachung und den Bäumen als Kulissen, wird das Theater aufgeschlagen. Da rühren und regen sich viel geschäftige Hände, die seit langen Kriegsmontaten mehr an Gewehr und Bajonett, als an Hammer und Beil gewöhnt waren. Ein großes, schwarz-weiß-rotes Fahmentuch grenzt den Orchesterraum ab. Für Hunderte von Zuschauern werden Bänke aufgestellt. Alles ist bereit, bis zu den Programmen und Eintrittskarten, deren Erlös den Hinterbliebenen der Armeearbeitung zugute kommt.
Und nun erhebt ein seltsames Bild. Durch die engen alten Dorfstraßen zwischen den lanonenspitzen Vogesengebirgen strömen die Feldgrauen zur Wanderbühne. Sie kommen aus der Front, oft müde, mit abgepannten Gesichtern; an den Kleidern und den biden Stiefeln haftet noch die schlammige Erde aus den Schützengräben. Die große Kinder mit neugierig ungeduldigen Augen nehmen sie auf den Bänken Platz. Die Musik setzt mit einem fröhlichen Walzer ein, und wie ein elektrischer Strom geht es von

Reihe zu Reihe. Der belebende Tanzrhythmus fährt durch alle Glieder, die Müdigkeit, die Kämpfe sind vergessen. Der Feldgrau, der vielleicht gestern erst in einem wütenden Kampfe mit dem Feind gerungen hat, ist nur noch Auge und Ohr für das, was dort auf der Bühne vor sich geht. Er bestaunt die Tragfähigkeit des Schwergewichtskünstlers, die Gleichmäßigkeit des Akrobaten, folgt dem dümmen August mit schallendem Gelächter durch alle Reihen und Scherze. Ein Damenquartett, ein prachtvoll festes Weib aus einem bayerischen Landsturmregiment, erntet stürmischen Beifall. Die Männerquintetts geben Ernstes und Heiteres und werden Erinnerungen aus der Heimat und glücklichen Friedenszeiten. Erfrischt und gestärkt lehren die Soldaten nach der Ausführung in die Quartiere und an die Front zurück.
Am folgenden Morgen zieht dann die Wanderbühne weiter, um wieder neuen Feldgrauen Freude zu bereiten. Kleine Gruppe wird vergessen. Selbst der alten Soldatenstadt... hat das Theater unglücklich gedacht. Militär und Zivilisten drängten sich zu den Vorstellungen, die selbst das Armeekorps, Generaloberst von Falkenhäuser, mit seiner Gegenwart besuchte. Und hier wie draußen ernteten die Musiker und Künstler eitel Lob und Beifall. (2)

Kleines Feuilleton.

Die elektrische Taschenlampe ohne Batterie.

Der in Budapest lebende Wiener Ingenieur Karl v. Dregger, hat nach der „Lichtschau“ eine Erfindung ausgearbeitet, die auf dem Gebiete der elektrischen Taschenlampen von großer Bedeutung werden dürfte. Die zierliche Taschenlampe, die vorerst im Modell fertig ist, spendet ohne jeden Batteriereserve bloß durch die menschliche Kraft mühelos nahezu ohne zeitliche Beschränkung Licht. Die neue Lampe, die den verschiedensten Anwendungszwecken entsprechen wird, kann sowohl als Trag- wie als Taschenlampe hergestellt werden. Sie erhält den notwendigen elektrischen Strom aus der Umwandlung einer besonderen Kraftbewegung der menschlichen Hand in elektrische Energie. Diese Kraftleistung wird bei dem Gebrauch der Lampe, während des Tragens vorgenommen, ohne daß die Kraftquelle in der Lampe irgendwie gestört werden kann. Die Kraftleistung ist demnach gering, daß die Betätigung der Laterne durch jedermann ohne weiteres erfolgen kann. Die kleine Lampe ist ganz von der Größe der gebräuchlichen elektrischen Taschenlampen, und doch kann die sie haltende Hand mühelos selbst den elektrischen Strom erzeugen.

Was ein Papiergarnsack aushält.

In jedem Menschen steckt etwas Konservatives. Das ist ja auch der Grund dafür, daß sich Neuerungen und namentlich technische Neuerungen nur langsam durchsetzen. Der Krieg hat viel dazu beigetragen, das Trägheits- und Beharrungsvermögen auszufalten. Wir sind bisher Zutesade gewohnt gewesen und haben sie geliebt, trotzdem wir auch schon in Friedenszeiten recht gut die ausländische Jute durch Papiergarn hätten ersetzen können. Papier ist nicht leicht, da soll lieber der gute Nachbar den Anfang machen. Die fest aber Papiergarnsäcke sind, beweist der folgende kürzlich vorgenommene Versuch. Eine große Zahl von Säcken wurde mit Wasser oder Stroggen gefüllt und von einem sechs Stock hohen Gebäude auf fünfmal geteilten Rutschen herunterfallen gelassen. Dabei sind die Säcke siebenmal auf den Kopf und Boden aufgefallen, und dieser Versuch wurde 12 bis 13 mal wiederholt. Dann wurden die Säcke entleert, in Wasser getaucht, 24 Stunden darin gelassen, getrocknet und dann der Versuch mit ihnen in gleicher Weise wiederholt. Dabei sind die Säcke nicht geplatzt, nur an den Nähten haben sich einige Bebelanten verzogen. Es war also ein glänzender Sieg des Papiergarnsackes.

Notizen.

— Theaterchronik. In der Volksbühne findet am Donnerstag an Stelle der Eröffnungsvorstellung von Angenraders „Doppel-selbstmord“ eine einmalige Vorstellung von Schönberrers „Weibsteufel“ statt. — Das Theater in der Königgrätzer Straße bleibt wegen Vorbereitung des Strindbergischen Dramas „Ein Traumspiel“ am Donnerstag geschlossen. Die Eröffnungsvorstellung am Freitag beginnt um 7 Uhr.
— Vorträge. Am 16. März, abends 8 Uhr, findet im Museum für Meereskunde, Geogenstr. 24/26, ein Vortrag mit Demonstrationen des Herrn W. O. Oswald über das Thema: „Wie spare ich Brennstoff?“ statt. Interessenten erhalten Eintrittskarten unentgeltlich in der Geschäftsstelle der Gesellschaft für Kraftfahrkunde, Berlin W. 9, Potsdamer Str. 134 b.
— Auch ein Wohltätigkeitskonzert. Was bei sog. Wohltätigkeitsunternehmungen manchmal heraustritt, zeigt wieder einmal deutlich eine Veranstaltung in Posen. Wie die „Posener Neuesten Nachr.“ melden, wurden bei einem Konzert zugunsten des Roten Kreuzes insgesamt 1505,90 M. erzielt. Davon erhielt der Hofopernsänger Joseph Schwarz allein 1000 M., als kleinerer Beitrag blieben ganze 67,02 M. Es war also eine wirkliche Wohltat für Herrn Schwarz.

Der Gang der Saisje.

Ein Roman aus dem modernen Ägypten.

Von Willi Seidel.

Als er ankam, war das Lokal leer. Sogar der deutsche Barkeeper war zu dieser Stunde durch einen Arabier ersetzt. Haffan-Bej hatte dies gewußt, aber gleichwohl versümmte es ihn ein wenig. Er hatte gehofft, wenigstens einen seiner Freunde anzutreffen.
Da er das zweite Frühstück (er pflegte sich erst um ein Uhr zu erheben) noch nicht zu sich genommen hatte, so nahm er einen Wein, um den Appetit zu reizen, bediente sich mit zwei Sandwiches und einem halben Huhn, nahm noch einen Wein und überlegte dann, wem er das Dekret zeigen solle. Er kam zu dem Ergebnis, daß er sich wohl oder übel darenin fügen müsse, diese Genugtuung noch etwas hinauszuschieben. Da ihn aber die Rückfahrt nach Hause durch die hieselammende Stadt augenblicklich nicht lockte, so blieb er noch und bestellte einen Whisky. Ein zweiter und dritter folgte. Er begann sich wohlzufühlen.
Er kaufte einer Pflöge, die in Plakadlinien um den Lüster summierte, mit geneigtem Kopf. Zwischen durch betrachtete er seinen Stockgriff. Ein Gefühl der eigenen Wertschätzung durchdrang ihn bis in die letzten Verzweigungen seines Innern. Der neue Titel durchdränkte sein Wesen wie eine teure Effenz einen Schwamm. „Sieh da,“ dachte er, „auf diesem Punkt bin ich nun. Mein Vermögen wächst. Ich werde schon jetzt kaum mit den Zinsen fertig. Ah, wie glatt ist das alles gegangen! Wie glatt, wie schön!“ Er hob die Hand und ließ sie mit leichtem Knall auf den Schenkel zurückfallen.
Im Laufe der nächsten Stunden nahm er den Alkohol wie ein Uhrwerk zu sich. Der Arabier wartete bereits keine Bestellung mehr ab, sondern bediente ihn lautlos und ungerufen. Zwischen durch schob der Bej eine kleine Folge wirkungsvollerer Mischungen ein.
Als er sich erhob — unter einigen Schwierigkeiten —

war es sechs Uhr geworden; und die ersten Gäste — Engländer — traten ein. Er musterte sie mit gleichgültigem Blick und warf sich in seine Kalesche.
Er hatte die Empfindung, daß eine ausgedehntere Fahrt seinem Kopfe nicht schaden könne. Deshalb sagte er: „Gize“. Die Pferde, hübsche Apfelschimmel, zogen an, und der Wagen rollte dahin.
Als er an der Kaserne vorüberkam, lehnten die Scotsmen wie stets in den Fenstern; und aus dem Hintergrunde drang unendliches Dudeldadliedern, eine fatalistisch-monotone Geräuschwelle. Gefindel aller Art drängte sich an den Umfassungsmauern und sah in den Hof herab, wo man Vorbereitungen für einen großen Fackel-Tattoo traf. Er schloß vorübergehend die Augen.
Als er sie wieder aufst, befand er sich auf der Brücke Kasr-el-Nil, mitten im Trubel des Korso. Das behagte ihm. Er nahm eine noch bequemere Stellung ein, er bettete die Füße auf den Raum, den der Berberiner auf dem Boche lieb, und entzündete sich an seinen mattblauen Seidenstrümpfen. Zwischendurch spähte er in die Wagen, die an ihm vorüberliefen, und die er überholte. In seinen Schläfenadern klopfte die Hitze der genossenen Getränke; sein Hirn steckte in einem Nebel. Eine ungeheure Leichtigkeit des Lebens beschwingte ihn: allen Dingen im Umkreis fehlte das Gewicht; die Geräusche der rollenden Räder, das unaufhörliche Getrappel der Tausende von Füßen verschmolzen zu einer einformigen Sinfonie, in der seine Eitelkeit das Solo sang. In dem Trubel dröhnte das Wort „Bej“. Er schwamm breit über dieser Kette von Kaleschen... Nach rechts und nach links entpflanzten seinem Hirn braune Putten in kurzen Rädchen, mit gelben Kopfbunden und Gerten in der Hand, mit denen sie herrlich suchtelten... Und sie strampelten und hüpfen neben und vor dem Wagen her, und schrien mit dünngebellenden Stimmchen: „Platz für den Bej! Platz für den erlauchten Herrn Bej!“
Und Haffan betrachtete seine Strümpfe, schnippte mit dem Finger ein Stücklein von seinem hellgrauen Flanellanzug und bohrte sich selbstvergessen lächelnd eine Zigarette in den Mundwinkel... Ein Zweigespann hastete stramm vorüber; im Fond saßen Abu-Kattus und Sabib-Ros-Tigi... Als er

sie entdeckte, waren sie schon zu weit voran, als daß er sie hätte zurückrufen können. Er hatte sie an ihrem größten Gelächter erkannt. Sie ließen es hinter sich, die beiden Schwemmer; es schwappte über Bord wie ein überfüllter Uratemeier. Haffan hatte unwillkürlich nach seinem Dekret gegriffen... D, man gebe ihm doch Gelegenheit, es zur Kenntnis zu bringen! Findet sich denn kein Menschenfreund, dem er es unter die Nase stoßen kann! Heut ist er der Bruder aller... Maschalla! Heut ist Haffan glücklich!
Siehe da: er wurde von Bekannten begrüßt. Eine griechische Familie... Zwei Backfische auf dem Rücken blinzelten ihn befraglich an. „Zeit seid ihr!“ dachte Haffan. „Eine wie die andere!“ — Hände hoben sich an Larbusche: er dankte lässig. Ein Wagen mit vier Harmsdamen folgte. Sie zappelten wie ein Bündel Truthühner, die man lebend zum Markt bringt. Vier Augenpaare dunkelten ihm entgegen, verschleierten sich, bligten durch das Gewebe und enthüllten sich wieder nach einer kurzen Pause... Leißes Gelächter gurte ihm ins Ohr; jenes Gelächter, das Leppigeres verheizen kann, als man sich je erträumt, und in dessen ersterbendem Klang die wildesten Wünsche gefesselt stöhnen.
Haffans Wohlbehagen schoß immer fatter ins Kraut, und zugleich packte ihn eine entnervende, eine lähmende Lust, ein Durst danach, sich an diesem Abend voll und unerschöpflich zu verschwenden und seinen Sinnen jeden erreichbaren, jeden käuflichen Wahnsinn zu gönnen. Er nahm die Füße herab; der Entschluß erkaltete ihn gleichsam für einen Moment. „Ich bin betrunken“, sagte er sich. „Weiß Gott, ich habe unglücklich gründlich vorgesorgt. Warten wir, bis der Kopf freier wird. Jähmen wir uns...“ Ein Engländer lenkte sein Dogcart dicht an ihm vorbei, bligte ihm lässig ins Gesicht und war bald im leuchtenden Staub verschwunden. „Daß er mich von oben herab angesehen hat“, meditierte Haffan, „lag daran, daß er sehr viel höher sah als ich. Er konnte nichts dafür. Er meinte es nicht unverschämte. Zudem hatte er auch keinen Platz mehr auf der Straße. Er ist ein guter Bursche; vielleicht...“ lachte er innerlich weiter. „Lade ich ihn gelegentlich zu einem Brandy ein...“ Aber die kleinen Sais-Putten schrien nicht mehr „Quaß, der Bej!“; sie waren durch das Dogcart verschluckt. (Fortf. folgt.)



